

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 12

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

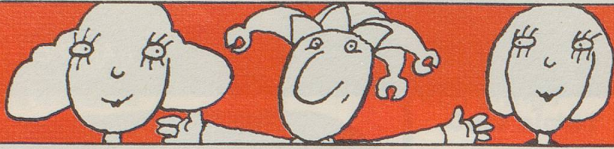
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tessa Daenzer

Oster- vorbereitung

«Was ist das Leben? Es ist das Aufleuchten eines Glühwurms in der Nacht. Es ist der Hauch des Büffels im Winter. Es ist der kleine Schatten, der übers Gras huscht und sich im Sonnenuntergang verliert.» Diesen indianischen Spruch schickte mir eine junge Frau, und die Post kam gerade, als ich am Bügeln war.

Und das Leben ist, dachte ich ein wenig ärgerlich, die Mühsal, die das alles zudeckt. Es sind die Brösmeli und schon farbigen Eierschalen auf dem Tisch, nachdem die Familie gefrühstückt hat, und es ist der Berg schmutziger Wäsche, der sich vermindert und gleich wieder nachwächst, jede Woche. Es ist auch das leise und ständig mahlende Rückenweh, und das Schicksal wolle mich bewahren vor langem Stehen in der winterlichen Prärie, um dem Hauch des Büffels zuzusehen!

Ich bügelte weiter und dachte doch auf einmal sehnsüchtig an den kleinen Schatten, der übers Gras huscht, während unter meinem heissen Eisen die Figuren im alten Damast aufblühten: ren-

nende Waldtiere, Hirsche, Füchse und Hasen in wunderlicher Vegetation, bestimmt, den Ostertisch zu schmücken. Ist der kleine Schatten das Leben? fragte ich mich, oder ist es dieses alte Tisch-tuch, das ich aufbewahre, hervornehme, auflege und wieder wasche und bügle – zeitaufwendig –, weil es nun einmal da ist, überkommen aus der Familie? Soll ich bekennen, dass ich vorher auch noch hektisch den verlegten, natürlich sorgfältigstens zusammengestellten Einkaufszettel für die Festtage vergeblich gesucht hatte, während draussen ein seidiger Himmel in den Baumkronen schwebte, völlig ungenutzt?

Ich zog das Eisen aus und fragte mich dringend, was denn das Leben sei für eine durchschnittliche ältere Hausfrau in ganz normalen Verhältnissen, ohne drohende Katastrophen. Ist es die Kunst, aus Brösmeli und Eierschalen, schmutziger Wäsche, verlorenen Zetteln und Familientraditionen ein tragfähiges, solides Inselchen zu erhalten, ohne das Staunen über die Wunder zu verlieren, vielleicht über das Aufleuchten eines Glühwurms in der Nacht?

Später schrieb ich der jungen Frau, dankte für den Spruch, der nun gross abgeschrieben in meiner Küche hängt, und gab der Hoffnung Ausdruck, es möge ihr immer genug Zeit und Poesie bleiben, um dem kleinen Schatten nachzusehen, der übers Gras huscht und sich im Sonnenuntergang verliert.

Bonjour Tristesse!

Klar ist es Schnee vom vergangenen Jahr, längst zu schmutzigem Wasser geschmolzen. Aber man kann es noch immer hören, immer wieder: «Da da – ich lieb' dich nicht, du liebst mich nicht – da da da.» Es ist inzwischen bekannt, dass man mit dieser ungeheimen eigenwilligen Kunst berühmt wird. Die Massenmedien kümmern sich liebevoll um das Genie. Es wird gepflegt, gehätschelt und mit Geld überschüttet. Sachen gibt es – und man darf sich nicht zu sehr wundern über sie ...

Vor mir liegen einige Gedichte, die mein Sohn von der Schule mitgebracht hat. Ich erstarre beinahe vor Ehrfurcht, obwohl – oder weil – ich die Gedichte nicht verstehen kann. Meine Verständnislosigkeit bekümmert mich, und mein schwacher Geist versucht krampfhaft, zwischen den Zeilen irgendwo einen Sinn, ein Lichtlein, einen winzigen, positiven Effekt zu finden.

Da lese ich zweiundzwanzigmal das gleiche Wort, das heisst, beim zwölften Mal wurden zwei Buchstaben des Wortes willkürlich versetzt, und somit heisst das ganze Gedicht schlicht und einfach «Unordnung». Ein anderes Gedicht erscheint sehr anspruchsvoll. Da tönt und klingt es verbal von Fluchen, Wimmern, Schuften, Feiern, Klauen, Sterben, Leben. Also sehr lebensnah brutal. Ich denke, ob wohl das Leben so trostlos ist, und behaupte gleichzeitig: Nein, das nicht, nicht so! Dass sich die jungen Menschen, die voll damit beschäftigt sind, ihren eigenen Tag zu suchen, mit derart müden Gedichten herumschlagen müssen, ist eine absurde Trostlosigkeit.

Natürlich, der «Friede auf Erden» von Conrad Ferdinand Meyer scheint verrottet zu sein, die Balladen von Ludwig Uhland veraltet, die Hyazinthe des kleinen Taugenichts von Gottfried Keller verblichen und duftlos.

Im Zeitalter der Computer, der sauren Regenwolken in trotz allem blauen Lüften, in dieser Zeit der Erfindungen von Ungeheuerlichkeiten sollte man das Schöne, das Positive, wenn es auch noch so schlicht ist, wieder ins helle Licht rücken. – Sentimental? Vielleicht, doch es ist mir egal! Denn wie vor Urzeiten spielen Sonnenfunken in den Wipfeln des Hochwaldes, rinnen Flüsse

und Bäche munter durch Wiesen und Täler – und blühen sogar noch Hyazinthen! Die Sonne geht im Osten auf, versinkt im Abendrot des Westens. Allein die Tatsache, dass sie immer wieder aufgeht, treu und zuverlässig, ist eine wunderbare Aktualität: heute und übermorgen! *Magda*

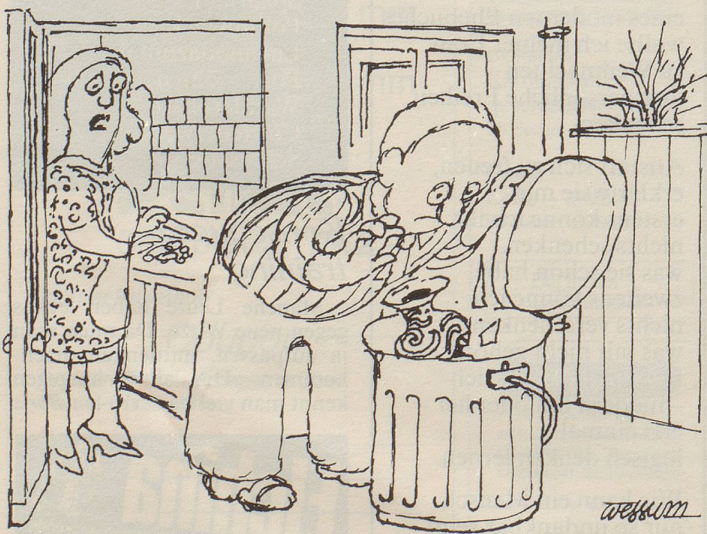
PS. Ich bin tief ausgerutscht in die Lyrik und wollte doch nur schürfen nach Humor – um trotzdem zu lachen ...

Parkettslalom

Es überraschte mich, als ich von meiner Enkelin vernahm, ihr Bruder weigere sich, am Samstagabend an der mit Bekannten geplanten Geburtstagsparty teilzunehmen; er habe beschlossen, er gehe lieber zur Grossmutter, das heisst zu mir. Daraufhin lud ich ihn natürlich spontan ein. Erst nachher fragte ich mich, was wohl eine angewelkte 73jährige Grossmutter mit einem spritzigen 11jährigen Enkel in einer Zweizimmerwohnung ohne Fernsehen und ohne Spiele anfangen könnte.

Bruno kam, und alles lief wie am Schnürchen. Nach einem einfachen Znacht mit lauter Zutaten, die er mag, sagte er, dass wir nun Fussball spielen würden! Mein Goal bestand aus einem kleinen Teppich, das seine, etwas schmalere wegen seiner schmalen Gestalt, war mit Zeitungen markiert. Wir versuchten emsig, einen kleinen Ball von vier Zentimeter Durchmesser ins gegnerische Tor zu kicken. Ungezählte Male mussten wir, auf dem Bauch liegend, den Ball unter den Möbeln hervorangeln. Schliesslich stand es 9:4 für mich, und ich staunte über mich selbst! Ich staunte aber noch mehr über den guten Charakter meines Enkels, der sich keineswegs über mein Glück ärgerte und absolut korrekt die verschiedenen Fouls und Penaltys notierte. Wir kamen so in Schuss, dass ich bald einmal meinen langärmligen Pulli gegen einen kurzärmligen austauschen musste ...

Nach Brunos Doch-noch-Sieg stiegen wir auf Skilaut um. Mit Hilfe von Zeitungen legte mein Enkel Pisten für Slalom, Riesenslalom und Abfahrt an. Er verkörperte Erika Hess, ich war Maria Walliser. Zuerst musste natürlich trainiert werden, und dies durch zwei Zimmer von insgesamt zwölf Meter Länge und durch einen ebensolangen Korridor zurück ans Ziel. In Strümpfen



«Warum wirfst du Tante Bertas Vase fort?
Tante Annas Geburtstag steht doch bevor!»

fuhr ich enge Slalomkurven ... Trotz meiner längeren Beine gewann Bruno alle Disziplinen, und zwar dank seiner Behendigkeit.

Am Schluss waren wir ziemlich erschöpft und durstig, aber einmütig der Ansicht, selten einen so lustigen Abend erlebt zu haben.

Um 10 Uhr gingen wir zu Bett und schliefen wie die Marmeladentiere bis 8 Uhr morgens.

Margrit Grob

Aufmarsch der Putzfrauen

Tagsüber spiegeln einem die Glasfassaden jeden Sonnenstrahl frech ins Auge. Man schreitet die langen Treppenstufen hinunter und weiss sich den vielen Blicken der Büroangestellten ausgesetzt. Durch die Glaswand sieht man nicht. Sie jedoch zeigt einem erbarmungslos die schiefgetretenen Schuhe, den falsch gebundenen Gürtel, die nicht mehr tadellose Frisur. Man ist geniert und kommt sich frustriert vor, man beeilt sich, von diesen frechen Dingen wegzukommen.

Das ändert sich schlagartig abends, wenn die Lichter angezündet werden müssen. Jetzt kehrt sich innen nach aussen, jetzt sieht man hinein, und die drinnen sehen nicht mehr heraus. Unzählige Büros kommen plötzlich zum Vorschein, kleinere, grössere, unterteilte, abgeteilte für Chef und Chefin. Man sieht sie arbeiten und schuften, man sieht sie essen und schwatzen, sich langweilen und gähnen. Man sieht sie um 17 Uhr fluchtartig die Gefilde verlassen – und nach 17 Uhr sieht man die Putzfrauen aufmarschieren. Ältere, mittelalterliche und jüngere Frauen und Mädchen, in hellgrüne Putzkittel gekleidet, kreuzen in Scharen auf. Sie singen und schwatzen, schultern Besen und Bürsten, ziehen Staubsauger hinter sich her, haben das Wischtuch im Gürtel hängen. Zielbewusst kommen sie allesamt strammen Schrittes daher, überfallen die Räume wie eine Heuschreckenplage, machen sich über die Pulte her, fegen die Sachen mit Schwung und Elan von der Tischfläche, drehen Papierkörbe um – untersuchen sie zuvor mit Kennerblick –, schichten sie zu Türmen auf und gehen gebückt ans Staubsaugen, arbeiten Hand in Hand, spielen sich die Putzgeräte zu wie Federbälle – lachend und singend.

Es ist ein Genuss, ihnen zuzuschauen, ähnlich einem Opernballett. Ich habe schon den Holzschuhantanz dazu gesummt. Er passt ebensogut wie der Can-Can von Offenbach.

Eine gute Stunde dauert das Spektakel, dann ist der Spuk zu



«... und um ihn vom Trinken zu heilen, fülle ich ihm seine Flaschen mit Essig!»

Ende. Die Lichter werden gelöscht, die Büros ruhen im Dunkel, stehen bereit, am frühen Morgen die Angestellten wieder aufzunehmen.

Mit dem Tageslicht kommen die Spiegelglasfassaden wieder zum Vorschein, setzen ihre süffisanten Mienen auf, wollen einen wieder einschüchtern. Man weiss jetzt, was man weiss, und benützt sie bewusst als Gratisspiegel, lächelt sich im Vorübergehen zu und freut sich auf den Abend: auf die Kehrseite der Medaille.

Suzanne Geiger

Das Herz auf dem rechten Fleck

Mein Leben verdanke ich jenem Vorfahren, der im Sonderbundskrieg zu seinen Mannen gesagt haben soll: «Chömmmed, ihr Manne, mer gönd jetzt hinter das Schürli, bis sich s Ffür echli verlorfe hat!»

Als unser Sohn drei Jahre alt war, lebten wir in Ankara. Er fragte damals, was die Salate in den Konserven (die Soldaten in den Kasernen) eigentlich täten.

Später, er war sechs Jahre alt, hat er während der libyschen Revolution erfahren, dass Soldaten schiessen müssen. Als er 16 Jahre alt war, hat er die iranische Revolution erlebt. Er sah, wie beide

Parteien kämpften – im Glauben, sich für Recht und Freiheit einzusetzen.

Noch später lebten wir in Deutschland. Unser Sohn entschloss sich, mit dem Deutschen Abitur in der Tasche, in seiner Schweizer Heimat zu studieren. Er büffelte für die Aufnahmeprüfung an der ETH, weil man in der Schweiz das Deutsche Abitur nicht anerkennt, und begann dann sein Studium.

Er wurde zur Rekrutierung aufgerufen. Die Erinnerungen an Libyen und Iran liessen ihn am Sinn der militärischen Ausbildung zweifeln. Der Gedanke, vielleicht eines Tages, im Ernstfall, als bewaffneter Schweizer Soldat einem seiner Deutschen Freunde gegenüberzustehen, beunruhigte ihn.

In der Schweiz kann man bekanntlich nicht, wie in Deutschland, aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigern und zivilen Ersatz leisten. Wer verweigert, macht sich strafbar.

Bei der ärztlichen Untersuchung stellte sich heraus, dass mein Sohn das Herz auf dem falschen Fleck hat, nämlich in der Mitte anstatt links, und dass er deshalb den Strapazen einer schweizerischen Rekrutenschule nicht gewachsen ist.

Nun kann er ruhig weiterbüffeln und Schweizer Käse essen ...

Natürlich ist es gut und richtig, wenn man sich wehrt, falls man angegriffen wird. Aber was geschieht mit den jungen Schweizern, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, also diensttauglich sind, sich jedoch davor fürchten, Gewalt mit Gewalt beantworten zu müssen, weil sie die

Gefahr eines totalen Krieges vor Augen haben? Warum dürfen sie keinen Zivildienst tun?

Habe ich vielleicht allzulange im Ausland gelebt, dass ich grundsätzliche Regeln unserer Demokratie nicht mehr so ganz verstehen kann? Barbara Jung

Echo aus dem Leserkreis

Nachdenken!

(Nebelspalter Nr. 6)

Ruth Wyssen findet den Fliegenfänger humaner, sagen wir aber doch besser «fliegerischer» als Spray. Ich hatte da kürzlich einen Traum. In einem Sandhaufen buddelte ich einen Tunnel, der mir das Durchkriechen auf dem Bauch gestattete. Beim Durchstich, mit Ausblick auf die gegenüber dem Eingang liegende Seite, fiel plötzlich hinter mir über meinen Beinen der Tunnel ein, ich war gefangen. Fieberhaft suchte ich nach einem Weg der Befreiung, und qualvoll fand ich ihn nicht. Dankbar registrierte ich später: Es war ein Traum!

Als Knabe habe ich beobachtet, dass das Geschöpf «Fliege», an den Füssen oder den Flügeln festgeklebt, oft stunden-, ja sogar tagelang weiterlebte. Aber für die Fliege war es kein Traum. Später habe ich die Fliegen nie mehr so gefangen.

Wenn der Sohn tote Fliegen anklebt, ist er humaner als seine Mama. Klebt er sie lebend an, muss ihn die Mutter zum Nachdenken anregen.

A. Mathis, Bern



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt

B

Hotel Brenscino
Brissago Tel. 093/65 14 21

Ihr Ferienparadies:
Park, Liegewiese,
Terrasse über dem See,
Sauna, Fitness, Kegelbahn.
(März bis November)